Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 14 (1938-1939)
Heft: 1

Artikel: Schatten aus der Jugendzeit
Autor: Guggenheim, Kurt
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1066783

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Schatten aus der Jugendzeit

Von Kurt Guggenheim

Illustration von F. Deringer

Die ganze Luft war vom eintönigen Geräusch des rieselnden Regens erfüllt. Die Tropfen fielen mit leisem Plätschern auf das Wasser, hinterliessen eine kleine Blase und legten eine Schützenscheibe auf den Seespiegel. Die Wellen strichen langsam über das Ufer und versickerten im faulenden Rohr. Weisse Wolken hingen am Buchberg; die Möven kreischten über dem Sumpf. Die Wasserperlen rollten die steifen Schilfblätter herab, das Gras glitzerte und bog sich unter dem Regen. Handbreit über dem Ried begann der Himmel.

Wie ein Schwan durchbrauste zwischen sprühenden Wasserflächen der Postomnibus die Regenlachen auf der Strasse nach Grynau. Beim Turm hielt er an, die Schwester Pia hob ein wenig den schwarzen Rock, stieg mit ihren plumpen Schuhen das Trittbrett herab, spannte den Schirm auf und schritt unter der weissen Haube, ohne links und rechts zu sehen, wie die Klosterfrauen gehen, über die Strasse. Sie trat in die winzige Kapelle zu den « Vierzehn Nothelfern », die turmlos, unscheinbar und ohne Übergang an das grosse Wohnhaus angebaut war.

Die Schwester kniete nieder, bei der ersten Bank am Eingang, bekreuzte sich, senkte die Haube und begann ihr Gebet. Der Regen schlug an die Scheiben, dem Altar entströmte ein Geruch von Rosen und süssem Wachs, eine Kerze knisterte leise.

Nach einiger Zeit öffnete sich die Türe, eine Frau trat ein, der schwarze Schleier fiel ihr über das Gesicht bis auf die Brust herab. Sie setzte sich auf der andern Seite des schmalen Mittelganges mit einem leisen Seufzer in die Bänke, stellte den tropfenden Schirm neben sich

und schaute in das rubinrote Flämmchen des Ewigen Lichts. Die Schwester hatte nicht aufgeschaut.

Es verging eine kurze Weile, und in der kleinen Kapelle waren nur Schwester Pias Flüstern und die leisen Atemzüge der Frau zu hören. Dann sagte die Klosterfrau « Amen », schlug das Kreuz, wandte den Kopf und begann mit den Augen zu lächeln.

« Adeline Güsch? » fragte sie mit ihrer tiefen Stimme.

Die andere nickte. « Und du bist . . . Sie sind Schwester Pia Wiprächtiger? »

Die Nonne stand auf, kam über den Mittelgang und setzte sich neben der Frau nieder.

« Grüss Gott », sagte sie und fasste nach ihrer Hand, « so lange ist das her, aber ich habe dich sofort wieder erkannt.»

« Lisi! » sagte die Frau, fasste behutsam den Saum ihres Schleiers, hob ihn langsam und legte das schwarze Gespinst über den Hut zurück. Sie hatte ein blasses Gesicht, eine unschöne starke Nase; unter den dunklen Brauen blickten die Augen aus dünnen Schlitzen.

« Wie lange ist's jetzt her, Adeline, dass wir uns nicht mehr sahen? »

« Dreizehn, vierzehn Jahre mögen es sein», antwortete die Frau mit heiserer Stimme und fremden Akzent, und dann fügte sie plötzlich ohne Übergang hinzu: « Weisst, Therese hätte meinem Bruder helfen können! »

« Denk doch nicht solches an diesem Ort », sagte die Schwester ganz leise.

«Ich kann doch nichts mehr anderes denken, als das, Lisi! ».

Die Schwester bedeckte noch immer der andern Hand mit der ihrigen. «Weisst was? Komm, wir gehen einen Kaffee trinken! » sagte sie nach einer Weile.

Die beiden Frauen traten aus der Kapelle, gingen unter der triefenden Dachtraufe hintereinander dem Haus entlang und traten in die Gaststube « Zum Schloss Grynau ». Sie war ganz leer. Sie setzten sich in die Ecke vor dem Fenster. Die Linth war angeschwollen und gurgelte grau und mürrisch unter der Brücke hindurch. In den Föhren vor dem Hause schlug ein Regenpfeifer.

Die Serviertochter stellte zwei hohe Fussgläser Kaffee vor sie hin.

« Ich habe ein kleines Patientchen im Spital von Uznach mit Kinderlähmung. Ich hab's der Mutter versprochen, ich wolle für es Fürbitte tun bei den Vierzehn Nothelfern», erklärte die Schwester und liess ein Stück Zucker durch die schwarze Kaffeesäule hinabfallen.

« Weisst, wofür mein Bruder das Geld gebraucht hat? » fragte Adeline. « Er hat gelötterlet! Für Lose, alles für Lose! Bei jeder Lotterie musste er mitmachen! »

« Das ist manchmal wie eine Krankheit», sagte die Schwester. Adelines Mund verkniff sich, bekam so etwas Kleinliches, Aufbegehrerisches, und auf einmal begann sie hemmungslos zu weinen.

« Und denk dir, ein Los hat gewonnen, ist herausgekommen, mit dreitausend Franken, vor ein paar Tagen! Hätt' er es nur noch ein bisschen ausgehalten, es wäre noch alles gut zu machen gewesen. Wir konnten alles vergüten. »

Das Greinen entstellte ihre Nase in jammervoller Weise. Die Schwester streichelte ihr behutsam den Arm.

« Therese hätte ihm helfen können! Er ist doch herumgelaufen wie gehetzt! Dreimal war er bei ihr! Warum hat sie es nicht getan? Warum? Es war doch Christenpflicht. Wir sind doch alle gleichen Alters, sind miteinander in die Schule gegangen! Ist das recht, Lisi, ist das recht? »

« Sie hat's vielleicht auch nicht gehabt. »

« Nicht gehabt? Nicht gehabt? Die? Oh, ich weiss schon weshalb sie's nicht getan hat! »

Adeline drückte mit bebenden Händen ein zerknittertes Tüchlein auf ihre Augen. Sie hörten den süssen, melancholischen Anschlag, den der Regenpfeifer in den Nebel hinaussandte.

« Weisst, Lisi », sagte die Frau flüsternd, « das ist immer noch die alte Ge-

Hermann Huber

Federzeichnung

schichte. Weil er dem Bieli sein Freund war. »

« Was für eine alte Geschichte? »

« Du weisst schon, was ich meine! »

« Das ist doch unser Stand, Adeline, dass wir all das vergessen. »

Aber die Schwester sprach die Wahrheit nicht. Neben den Dingen der seligen Zukunft hatte hinter dem weissen Stirnband jenes Turnfest von Eschenbach im Jahre Zwölf noch so gut seinen Platz, wie bei allen andern, die dabei gewesen waren. Auch sie erinnerte sich noch jenes Maimorgens tief unten in der Zeit, da sie zusammen aufgebrochen waren, die Burschen in Reih und Glied, mit ihren weissen Stumpenhosen, rotweisse Bänder um die Strohhüte, die Fahne und die Füllhörner voran, die Mädchen untergefasst in der Reihe, eine Generation, das Jungvolk von Schmerikon. Das war doch nicht zu vergessen. Die meisten liefen ja noch im Lande herum. Man streifte ihre Ellbogen im Postomnibus, sah sie im Spital, wenn sie ihre Enkel besuchen kamen, sie gingen beim Maiumgang in der Prozession mit, standen steif den Kammerwänden entlang, wenn die Toten versehen wurden. Alle waren doch dabei gewesen, Meinrad Lorenz, der jetzt Kapitän auf dem Ledischiff « Saturn » war, oder Dionys Bieli aus Lachen, der Förster werden wollte, der Schiffsknecht Johann Helbling, der Schmucki aus der Mühle, der verlumpt war und nun Backpfiff hiess, der Selbstmörder Othmar Güsch, damals auf der Postschule in Neuenburg, seine Schwester Adeline, die jetzt da sass und mit dem Löffel den Kaffee umrührte, sie selbst, Lisi Wiprächtiger, die nun einen heiligen Namen trug und ein goldenes Kreuz auf der schwarzen Brust.

« Magst dich wirklich nicht mehr erinnern? » fragte Adeline leidenschaftlich mit stechenden Blicken.

Doch, natürlich erinnerte sie sich. Ein Turnfest wie viele andere, mit Reck und Barren, mit Steinstossen und National, Mazurka, Polka und Walzer. Einundzwanzig Buben, die einundzwanzig gehobelte Tannenstäbe vor sich hertrugen, an die Kartontäfelchen genagelt waren, auf denen die Namen der Sektionen des Linthverbandes standen; die um den See herum, Nuolen, Lachen, Bolligen und Schmerikon; die um das Ried, Schübelbach, Benken, Reichenburg, Tuggen, Maseltrangen, Rufi, Schänis und Bilten; die aus dem Fürstenland, Riedern, Gommiswald und St. Gallenkappel, ein Heerbann von Buben, eine Brautschau von Mädchen aus dem ganzen Land, und die Spielmeister hatten Laub um die Hüte und sorgten für Zucht und Ordnung nach den Gesetzen der Knabenschaften.

« Magst dich denn wirklich nicht mehr erinnern? » Die Tränen Adelines waren getrocknet, ihre Wangen glühten in einem falschen Rot, sie hatte den Hut vom Kopfe genommen, steife Haarsträhnen umstanden ihr Gesicht. Während sie sprach, war ihr Blick nach einwärts gerichtet, in die Vergangenheit hinab; sie erwartete schon längst keine Antwort mehr.

« Ich mag mich noch gut erinnern, noch ganz gut. Wir Schmerikoner hatten einen langen Tisch unter der Galerie im Tanzsaal im „Sternen“ in Eschenbach. Über uns spielte die Lachener Ländlermusik in ihren Sennenwesten und Melkerkäppchen. Du sassest ganz unten am Tisch, neben dem Lorenz, und oben sassen wir zusammen, Therese und ich. Du weisst ja, wie sie war, so ein Stolzgüggel, immer ein bisschen steif und hochmütig, mein Bruder sass neben ihr, und neben mir sass der Lehrer Vogelsanger aus Uznach, ihr späterer Mann. Weit unten zwischen ein paar fremden Mädchen aus Eschenbach sass der Dionys Bieli. »

Pia nickte. Ja, nun sah sie genau, wie es gewesen war. Die Decke über ihnen war so niedrig, dass man sie mit der Hand berühren konnte. Im Saale draussen hingen Girlanden aus Papierblumen, an allen Tischen klapperten die Bestecke, die Kellnerinnen liefen zerzaust und mit roten Köpfen herum.

« Da ist es doch passiert! Alle sind tanzen gegangen, unser Tisch war fast

leer, nur der Bieli sass da und drehte dem Tanzsaal den Rücken zu und sog an seinem Stumpen. Ich seh' ihn noch heute vor mir. So eigensinnig und hinterhältig sah er aus mit seinem Strohhut auf dem Hinterkopf. Und dann kamen die andern zurück. Ich mit dem Lorenz, Therese mit dem Othmar am Arm. Als sie an Bieli vorbeikamen, stand sie hinter ihm still und fragte so schnippisch und ein wenig erhitzt: „Tanzest du eigentlich nicht?" Bieli drehte sich um — ich seh' ihn grad jetzt noch vor mir — und lachte so kühl und schaute sie von oben nach unten an. „Es macht mich nicht an", sagte er. „Es hat auch schon einmal anders getönt", machte die Therese. Die andern hatten einen Kreis um die beiden gebildet, als merkten sie zum voraus, was nun kommen würde. Therese hatte ein Weinglas in der Hand und trank stehend mit gieriger Gurgel einen Schluck. Da hat der Bieli doch meinen Bruder so freundlich angeschaut, ist aufgestanden, hat ihm die Hand auf die Schulter gelegt und gesagt: „Ich schenk sie dir, kannst sie haben", und ist davongegangen. »

Adeline hatte rote Flecken auf den Backenknochen.

« Du musst dich doch daran erinnern », rief sie, « du und ich haben doch die Therese heimgebracht, vom Fest weg, durch den Wald hinab, nach Schmerikon. Damals hat sie doch den komischen Ausdruck im Gesicht bekommen, den sie nie mehr verloren hat. Kein Wort hat sie doch gesagt den ganzen Weg, bis vor das Haus und dann nur: „Das zahlt er mir noch!" »

Adelines Reden war nur noch ein Zischeln, wie im Rausch. Die Schwester Pia sass mit gesenkten Augen da.

« Im gleichen Jahr ist doch der Bieli auf einmal losgezogen, mit dem Schmucki, zu Fuss über den Gotthard, in die Schweizergarde oder in die Legion, was weiss ich. »

Im gleichen Jahr hatte das Gemeinderatstöchterchen Lisi Wiprächtiger beschlossen, ein anderes Leben zu führen. ‚Von dort an sind unsere Bahnen alle

Hans Tomamichel **Federzeichnung**

auseinandergegangen', dachte die Schwester Pia.

Adelines Erzählung näherte sich atemlos dem Schluss.

«Darum hat sie ihm nicht geholfen! Darum! Das hat sie doch gewollt: dem Bieli seinen Leichnam vor die Füsse werfen! Das war doch ihre Antwort von damals! »

Adeline zitterte am ganzen Leib, ein bisschen Schaum stand an den Ecken ihrer dünnen Lippen. Plötzlich legte sie das Gesicht in die Ellbogenbeuge und Pia sah, dass sie lautlos und wie erlöst weinte. Sie hatte selbst Herzklopfen. Sie fand das rechte Wort nicht. Sie suchte es. Sie hörte einen stampfenden Polkatakt, der aus der Vergangenheit heraufkam, und dann war es wieder das Geräusch des Baggers im Binnensee. Im Nebel schlug der Regenpfeifer auf der Föhre nochmals an, melodisch und süss, ein paar tapfere Noten der armen Kreatur.

Dann fand sie das Wort. « Misericordia», murmelte sie vor sich hin. «Hab Erbarmen, Herr! »

Aus dem Roman: **Riedland,** *von* Kurt Guggenheim, *der Mitte Oktober im Schweizer Spiegel Verlag erscheint.*